

Zur Sprechstunde beim Kardiologen schaffte es Toliks Wohltäter trotzdem nicht mehr. Irgendwo unterwegs in einem finsternen Tunnel hörte Innokenti Weniaminowitsch plötzlich auf, über das Schicksal der Menschheit zu philosophieren, setzte sich auf den Boden, griff sich an die Brust und schnappte nach Luft wie ein ans Ufer geworfener Fisch. Sein Gesicht wurde aschfahl, seine Lippen blau, und er hauchte sein Leben aus.

Der alte Mann fiel Tolik direkt vor die Füße. Seine Augen erloschen wie die Fenster in einem Haus, in dem das Licht ausgemacht wurde.

Tolik war hilflos danebengestanden. Seit jener Zeit hatte er viele Leute sterben sehen. Man stumpft ab mit der Zeit, selbst gegenüber dem Tod. Doch jener erste, lange zurückliegende Tod hatte sich tief in sein Gedächtnis gegraben.

Der Tag, an dem Innokenti starb, hielt noch weiteres Unheil für Tolik bereit. Der Junge schloss sich einer vorbeikommenden Karawane an, doch schon bald stellte sich heraus, dass er aufs falsche Pferd gesetzt hatte.

Der Tross transportierte irgendwelche chemischen Kampfstoffe, stand unter strenger Bewachung und strikter Geheimhaltung. Doch offenbar gab es Interessenten, die von der brisanten Fracht wussten. Die Karawane wurde hinterrücks überfallen. Verirrte Kugeln schlugen in die Behälter ein. Einer platzte und entließ eine Giftwolke in den Tunnel.

Tolik überlebte das Gemetzel wie durch ein Wunder, doch der unmittelbare Kontakt mit dem ätzenden Kampfstoff sollte lebenslange Folgen für ihn haben. An seinen Beinen bildeten sich tropische Geschwüre, die einfach nicht mehr heilen wollten.

Immerhin konnte die Erkrankung zum Stillstand gebracht werden. Durch Zufall. Oder besser gesagt: durch Intuition. Die gutherzige Tante seines gleichaltrigen Freundes Sergej, die Tolik an der *Woikowskaja* aufgenommen hatte, wusste nichts über die Behandlung chronischer Geschwüre. Aber sie sparte nicht an kostspieliger Seife für ihren neuen Zögling, wusch die Wunden zweimal am Tag aus und verband sie mit abgekochten und sorgfältig getrockneten Tüchern.

Die Waschprozeduren bewirkten eine deutliche Linderung. Für den heranwachsenden Tolik wurde die Pflege seiner Beine zur alltäglichen Routine wie das morgendliche Zähneputzen.

Die *Woikowskaja* wurde sein neues Zuhause. Erst viel später sollten die Anarchisten die Macht an der Station übernehmen.

Am Ende des Kriegs zwischen der Roten Linie und der Hanse hatten sich die Anarchisten als eigenständige Kraft etabliert. Nestor, den Tolik noch aus Zeiten kannte, als man ihn Onkel Mischa nannte, hatte zunächst auf der Seite der Roten gekämpft, sich später aber mit ihnen zerstritten.

Er setzte sich mit seinen Leuten zur *Woikowskaja* ab und ließ sich dort nieder. All jene, die den Genossen Moskwin und seine Kommunisten für Verräter an den revolutionären Idealen hielten, schlossen sich dem Partisanen Onkel Mischa an.

Einige Zeit später schlugen sich Mischas Einheiten sogar auf die Seite der Hanse und halfen den Ringstationen, einige wichtige Siege gegen die Roten zu erringen. Doch wie er seinen Kämpfern erklärte, handelte es sich hierbei lediglich um eine vorübergehende, taktische Allianz.

Die Hanse stand politisch rechts und trat für den Schutz des Privateigentums ein. Allein beim Gedanken an solche geistigen Verirrungen ging Onkel Mischa das Messer in der Hose auf. Als die Roten bereits stark geschwächt waren und es allmählich unspornlich wurde, sie zu vermöbeln, verlegten Mischas Kämpfer ihre Aktionen heimlich, still und leise auf die Stationen der Hanse und stahlen ihnen, was diese sich unter den Nagel gerissen hatten.

Damals wies jemand den Partisanenführer darauf hin, dass er es eigentlich genauso mache wie seinerzeit Nestor Machno im Bürgerkrieg. Der Vergleich gefiel Onkel Mischa und ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er grub sein altes Schulwissen aus und wurde sich darüber klar, dass die anarchistische Ideologie ihm aus der Seele sprach.

Daraufhin eignete er sich das Pseudonym Nestor an – natürlich zu Ehren des Anarchisten Machno. Gleichzeitig übernahm er die Devise der Grünen: »Schlagt die Roten, bis sie weiß werden, schlägt die Weißen, bis sie rot werden.«

Als der Krieg zwischen der Hanse und den Kommunisten abflaute, verlor der Aufruf seine Aktualität. Stattdessen gab Nestor die Losung »Freiheit oder Tod!« aus und ließ sie in weißen Buchstaben auf schwarze Spruchbänder schreiben, von denen Totenschädel mit gekreuzten Knochen grinsten.

Seit diese lebensfrohen Transparente die Wände und Säulen der *Woikowskaja* schmückten, war die Station zum magischen Anziehungspunkt für Leute geworden, die das kleinste Anzeichen staatlicher Regulierung als persönliche Beleidigung empfanden und jede Beschränkung der persönlichen Freiheit für eine Todsünde hielten.

Unter Nestors schwarzen Bannern versammelte sich eine illustre Gesellschaft. Neben Idealisten auch freiheitsliebende fahrende Händler, Stalker, die den Überfluss an Waffen und Ausrüstung schätzten, ehemalige Kommunisten und sogar Kaufleute aus der Hanse, die dort aus irgendwelchen Gründen vergrault worden waren.

Lange bevor Nestor die Umbenennung auf die Tagesordnung setzte, hatte sich die *Woikowskaja* in ein wahres Guljaipole verwandelt. Der Handel mit Waffen, *dur* und Selbstgebranntem blühte, käufliche Liebe war zu erschwinglichen Preisen zu haben.

Ungeachtet chronischer Massenbesäufnisse, bei denen der Kommandant auch persönlich mitzumischen pflegte, blieben die Anarchisten eine ernst zu nehmende militärische und politische Kraft, die die anderen Metrostationen stets auf der Rechnung haben mussten.

Wie Nestor das schaffte, wusste niemand so genau, doch wenn nötig genügte ihm eine flüchtige Handbewegung, um eiserne Disziplin herzustellen und seinen chaotischen Haufen zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenschweißen. Diese war dann zu erstaunlichen Energieleistungen fähig, wenn auch meist mit zerstörerischen Folgen.

Der Anarchismus war ein großes Thema an der Station. Lehrbücher über den Bürgerkrieg wurden mit Gold aufgewogen. Die fanatischsten Idealisten stiegen in Schutzanzügen zur Großen Bibliothek hinauf, um Bücher von Bakunin und Kropotkin zu beschaffen. Bei hitzigen Debatten unter Alkoholeinfluss kam es durchaus vor, dass sich die Kontrahenten wegen ideologischer Nuancen gegenseitig die Zähne einschlugen oder mit dem Messer traktierten.

Selbst Nestor musste sich den Vorwurf gefallen lassen, die Prinzipien des Anarcho-Kommunismus nicht streng genug anzuwenden. Der Anführer rechtfertigte sich damit, dass er Mitläufer aussieben und beizeiten wieder zur reinen Lehre zurückkehren werde.

Selbstredend gab es auch an der *Woirowskaja* viele Bewohner, die mit Politik nichts am Hut hatten. Prostituierte und Händler zum Beispiel hielten sich bei Disputen über die richtige Weltanschauung vornehm zurück.

Wenn die Führung der Station militärische Aktionen beschloss, rückten auf Nestors Kommando mit Maschinengewehren bestückte Draisinen aus, die an die Tatschankas des historischen Machno erinnerten.

Neben der *Woirowskaja* kontrollierten die Anarchisten auch die letzten beiden Stationen der Samoskwozskaja-Linie. Die Menschen, die dort lebten, hatten kein Problem damit, Nestors Untergebene zu sein. Sie hätten auch den Teufel persönlich als Oberhaupt akzeptiert, solange man sie auf ihren Schweinefarmen und Pilzplantagen in Ruhe arbeiten ließ.

Außerdem kümmerte sich Nestor um seine Schützlinge und setzte nützliche Reformen durch. Für seine anarchischen Hallodris führte er eine Arbeitspflicht ein und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Zwei Tage pro Woche arbeitete er höchstpersönlich auf einer Schweinefarm und kniff auch dann nicht, wenn er böse verkatert war.

Da Nestor die Bildung seiner Untergebenen ein Anliegen war, sorgte er dafür, dass die Bibliothek ständig erweitert wurde. Diese befand sich am *Wodny stadion*, dem kulturellen Zentrum der Anarchistengemeinde. Dort residierte auch die Redaktion einer kleinen Zeitung, die es sich doch tatsächlich herausnahm, Nestor zu kritisieren – für Kommunisten ein völlig undenkbarer Vorgang. Doch auf die Freiheit der Rede ließ der Kommandant nichts kommen. Genosse Moskwin, der Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Metro, hätte da gewiss empfindlicher reagiert. An der Roten Linie hätte man derart aufmüpfige Journalisten ohne viel Federlesens im nächstbesten Tunnel aufgehängt.

Tolik, der den Idealisten Kropotkin vergötterte, behagte der Lebensstil an der Station. Er glaubte an den Kommandanten und war davon überzeugt, dass es Nestor früher oder später gelingen würde, seine Anhänger zu den ethischen Idealen des Fürsten Kropotkin zu bekehren.

Die *Woirowskaja* war für Tolik wie eine zweite Heimat, für die er bereit war, sein Leben zu riskieren. Bis zum letzten Blutstropfen hätte er diese erstaunliche Demokratie verteidigt. Und dies war auch der Grund für seine Vorahnung an diesem Morgen.

Tolik setzte sich auf, rieb sich die Augen und schlug den alten Mantel zurück, den er als Decke benutzte. Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr: Den Anarchisten – vielleicht sogar der ganzen Metro – drohte Gefahr. Nicht die übliche, sondern eine völlig neuartige Gefahr ... Nicht jene geheimnisvollen Wesen, die in versteckten Winkeln und Gängen des Untergrunds hausten, wo niemals ein Lichtstrahl hinfiel. Und auch nicht die Bestien, die von der Oberfläche in die Metro eindringen. Nicht von dort näherte sich das Unheil, sondern ... An diesem Punkt fiel Toliks fliegender Gedanke wie ein Stein zu Boden.

Die gefährlichste Bestie war immer noch der Mensch. Und machtgierige Menschen gab es in der Metro mehr als genug. Schließlich war es viel leichter geworden, die Welt zu erobern, nachdem kaum noch etwas von ihr übrig geblieben war. Und niemand schien sich mehr daran zu erinnern, dass es eben solche, ideologisch ambitionierte Menschen gewesen waren, die die große, frühere Welt zugrunde gerichtet hatten.

Macht nichts, das wird sich schon aufklären, dachte Tolik, während er mit dem Reibrad des Feuerzeugs kämpfte. Seine Finger waren noch steif und gefühllos. Die unter dem Zeltdach hängende Petroleumlampe wollte auch nicht gleich brennen.

Toliks Zuhause war perfekt aufgeräumt.

Nichts gegen einen zwanglosen Lebensstil, aber im eigenen Heim ging es ohne Ordnung nicht. Schon Innokenti Weniaminowitsch hatte immer wieder betont, die Menschen in der Metro würden verrohen, wenn es ihnen an Ordnung und Geborgenheit fehlt. Deshalb ließ Tolik in seiner Bude keinen Schlendrian einreißen.

Generell musste man unter den harten Lebensbedingungen der Metro stets gewisse Regeln einhalten. Verstöße dagegen konnten katastrophale Folgen haben und wurden nicht etwa als lässliche Verfehlung abgetan, sondern als handfestes Verbrechen gebrandmarkt.

Tolik betrachtete seine Habseligkeiten, die in einer Ecke des Einmannzelts aufgereiht lagen. Mit seinen siebenundzwanzig Jahren hatte er noch keine großen Besitztümer angehäuft. Diese beschränkten sich auf seinen alten, von Motten zerfressenen Mantel, Schuhe ohne Schnürsenkel, die ihm zu groß waren, einen Rasierer mit vergilbtem Griff, einen verrußten Wasserkessel, einen verbeulten Alubecher und ein glattgescheuertes Frotteehandtuch.

Toliks ganzer Stolz war seine persönliche Bibliothek, die aus genau vier Büchern bestand. Er bewahrte sie in seinem alten Geigenkoffer auf. Die ersten beiden stammten aus der Feder von Fürst Pjotr Kropotkin: das zerfledderte Heftchen »Freiheit und Moral« und das Buch »Brot und Freiheit«, das auf seinen Irrwegen durch die Metro den Einband eingebüßt hatte. Das dritte Werk war »Der Meister und Margarita« von Michail Bulgakow mit ausführlichen Kommentaren, das vierte der Gedichtband »Weg der Konquistadoren« von Nikolai Gumiljow. Die Werke von Kropotkin hatte Tolik bereits als Erwachsener gegen seine Geige eingetauscht, die beiden anderen von Innokenti Weniaminowitsch geerbt.

In Toliks Augen gehörten revolutionäre Ideen und wahre Poesie zusammen, als wären sie durch unsichtbare Fäden miteinander verknüpft. In der Revolution lag Poesie. Oder war der Comandante Che Guevara etwa kein Poet gewesen? Nur ein Poet brachte es fertig, einen prestigeträchtigen Posten in der Regierung des neuen Kuba gegen ein Sturmgewehr und den bolivianischen Dschungel zu tauschen.

Auch Kropotkin war auf seine Weise ein Dichter gewesen. Er versuchte nicht nur, die Welt als Revolutionär zu verändern, sondern erforschte sie gleichzeitig als Geograf. Die letzte Arbeit des Patriarchen des Anarchismus war ein wissenschaftlicher Vortrag mit dem Titel »Über die Eis- und die Seenzeit« gewesen.

Nur Dichter und Träumer waren in der Lage, die Welt besser zu machen, selbst wenn diese Welt in einem Erdloch steckte und Metro hieß.

Der Gedichtband von Gumiljow hatte für Tolik rein symbolische Bedeutung – als Bruchstück eines vergangenen Lebens, als Staubkorn, das der alles verheerende Sturm der Veränderung unter die Erde geweht hatte, und als Strohalm, an dem der Ertrinkende sich festklammern konnte.

Toliks Eltern hatten sich gewünscht, dass aus ihrem Jungen ein Künstler und Musiker werde. Auch Tolik selbst hatte früher davon geträumt. Doch nach der Apokalypse war alles anders geworden. Sie hatte die riesige Stadt in eine Ruinenlandschaft verwandelt

und die Hoffnungen und Träume ihrer Bewohner zu Luftschlössern degradiert, die geplatzt waren wie Seifenblasen. Dieses totale Desaster hatte Tolik zum Umdenken bewegt.

Was die Kunst betraf, hatte er den Entschluss gefasst, auf die vorhandenen Werke wahrer Meister zurückzugreifen. Gedichte hatten ihm schon oft geholfen, die Schwermut zu vertreiben. Zwar war die Melancholie in der Metro ein beinahe alltägliches Gefühl, doch manchmal wurde sie so unerträglich, dass man sich am liebsten die Kugel gegeben hätte.

Wenn ihn die Schwermut niederdrückte, nahm Tolik die vergilbten Seiten zur Hand, und dann zerschellte die kalte Welle seelischer Finsternis am mächtigen Felsen einfacher, herzerwärmender Verse:

*Ich kenn' ferner Länder Geheimnis, manch fröhliche Mär  
vom schwarzhäut'gen Mädchen, vom Feldherrn, den Liebe durchglüht.  
Doch du hast zu lange geatmet den Nebel so schwer;  
an nichts als an Regen will glauben dein sehend Gemüt.*

In Gedichten war die Welt so romantisch, zauberhaft und unergründlich: geheimnisvolle Länder, die Liebe eines schwarzen Mädchens und eines Feldherrn ... All das war verschüttgegangen. Jetzt gab es nur noch dunkle Tunnel und den bleigrauen Rauch der Lagerfeuer. Nur noch die Metro, das letzte Refugium einer Menschheit, die auf katastrophale Weise Schiffbruch erlitten hatte.

An der *Wóikowskaja* gab es nicht viele Bewohner, die das Schöngeistige zu schätzen wussten. Jenen, die sich für wahre Poesie begeisterten, konnte man nur empfehlen, die Seife in der Sauna lieber nicht fallen zu lassen. Die Sitten waren rau ... Richtigen Männern stand es besser zu Gesicht, sich mit eigenen Arrangements der Frontlieder von »Ljube« zu zerstreuen.

Tolik lächelte düster.

Den vom Bahnsteig hereindringenden Geräuschen nach zu schließen war die Station *Guljaipole* bereits aufgewacht. Es blieb nichts anderes übrig, als die romantisch-sentimentalen Gedanken zu verscheuchen und in die prosaische Realität einzutauchen.

Diese Realität begann allmorgendlich im Krafraum, einem mit Trennwänden aus Planenstoff abgetrennten Winkel, der mit Fitnessgeräten vollgestellt war. »In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist«, pflegte der Kommandant zu sagen. Die Stationsjugend teilte diese Meinung.

»Fitnessgeräte« war vielleicht zu viel gesagt. An der *Guljaipole* handelte es sich dabei um Eisenteile verschiedenster Art. Die Sportfanatiker schleppten alles in den Krafraum, was auch nur entfernt an Schwerathletik erinnerte. Als Langhanteln dienten Achsen mit Rädern, Kugelhanteln wurden durch allen möglichen Metallschrott ersetzt. Die ursprünglichen Bestandteile komplizierterer Geräte mit Hebeln, Federn und Gegengewichten konnte man oftmals gar nicht mehr identifizieren. Über deren Provenienz wusste nur Toliks Freund Sergej Bescheid, der in seiner Freizeit nichts anderes tat, als immer neue muskelstählende Monster zu konstruieren.

Am Bahnsteig tummelten sich geschäftige Händler. Da sie sich nur ungern zu Fuß in die verrufenen hiesigen Tunnel wagten, warteten sie auf vorbeikommende Draisinen, die mit Maschinengewehren bewaffnet waren. Doch da Draisinen nur selten fuhren, hingen